**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich
**Band:** 37 (1933-1934)
**Heft:** 3

**Artikel:** Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]
**Autor:** Heer, Jak. Christoph
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-663835

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 22.08.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer. Nachdruck verboten!

(Fortsetzung.)

## Traumwelt.

Joggeli konnte das Versprechen, das er der Mutter in der Nacht gegeben hatte, nicht halten, obgleich es ihm in der Wallung des Augenblicks aus redlichstem Herzen gestiegen war. Die Lockungen der Krug waren zu stark. Beim großelterlichen Hause wurde eine schöne Brücke aus Eichenbohlen über den Fluß gebaut. Das war in der stillen Heimat ein so großes Ereignis, daß er doch dabei stehen und zusehen mußte, wie ein halbes Hundert handfester Gesellen den Rammklotz mit lärmendem „Ho-hopp" in die Höhe eines Gerüstes zogen, wie er mit schußähnlichem Knall auf die eisenbeschuhten Pfähle stürzte und die Bäume in den Grund des Flusses trieb. Das gefiel ihm so gut, daß er beschloß, einmal ein Brückenbauer zu werden.

Als aber das Werk vollendet war, liebte er die Krug aus einer Menge anderer Gründe, wegen des bloßen rieselnden Wassers, wegen des halb verborgenen und geheimnisreichen Tierlebens in der Strömung und an den Weidenufern, und besonders gern sah er den grünen Pflanzenfäden zu, die an den Steinen hingen und wie aufgelöste Frauenhaare in den Wassern hin und her schwankten. Über das Wogen und Fließen der Algen geriet er in ein ahnungsreiches Staunen, ihm war, es müsse im Leben des Menschen etwas geben, was so unbestimmt und doch so schön sei wie das sanfte Fluten und Fließen des grünen Haars.

Auch erlebte man auf der Krug wirkliche Wunder.

Er und Friedli spähten in die Uferstauden, ob sie das Nest des Wasserhuhns entdeckten, das in die Büsche geflattert war. Umsonst, es mußte anderswo nisten. Auf einem großen Grashalm aber saß eine jener Larven, wie sie sonst unter den Steinen des Flusses kriechen, ein Wurm mit einem schwärzlichen Kopf und einem Leib, der von einem aus Sandkörnerchen gebildeten Röhrchen umgeben war.

„Wie häßlich," flüsterte Friedli und wollte nach Kinderart den Wurm vernichten.

In diesem Augenblick sprengte die Larve ihre Hülle, zitternd rollte der Wurm bräunliche Flügel auf, die vor den erstaunten Kindern zu wachsen schienen, und wie sie so hinblickten, trocknete die Sonne die dünnen durchscheinenden Häute und von dem Halm hob sich eine im grünen und blauen Stahlglanz erstrahlende Wasserjungfer, flog wie eine lebendige Blume im Sonnenglanz und falterte ein leichtes Spiel der Luft über die bewegte Flut. Mit einem staunenden Ah folgten die Blicke der gaukelnden Libelle. „Friedli!" stammelte Joggeli, ganz ergriffen von dem kleinen Wunder, und hob den Zeigfinger, „Wasserjungfrauen sind Jungfrauen, ich meine Seelen, und ehe du auf die Welt gekommen bist, bist du auch als Wasserjungfer auf der Krug herumgeflogen."

Die sonnigen Lichter Friedlis glänzten ihm über diesem Ausspruch verwundert entgegen, heftig schüttelte sie die von einem Bogenkamm zusammengehaltenen Locken: „Nein, das denke ich nicht!"

„Doch, das habe ich von meiner Großmutter," versicherte er gläubig.

Am anderen Tage kam Friedli gerannt: „Mama ladet dich zu uns ein." Sie zog den etwas schüchternen Kameraden mit sich. „Da habe ich ihn."

Die Mama Friedlis aber lächelte: „So, du bist der Bub, der so merkwürdige Einfälle hat!"

Darüber errötete Joggeli und schämte sich, weil aber Frau Stahr stets liebevoll und aufmerksam gegen ihn war und ihn als ihren Schützling behandelte, wurde er der Hausfreund der Familie Friedlis, der angesehensten des Dorfes Krug.

Es war also auch ein Erfolg mit seiner Flußläuferei verbunden.

Leider aber sah Frau Elisabeth, die Mutter, die Dinge auf der Krug nicht mit den Augen an, die Joggeli alles, was vernünftigen Leuten unnütz schien, sonnenhaft verklärten. Denn hinter dem Ältesten trotteten auch die zwei jüngeren Brüder über den Steg, der ins verbotene Reich führte. Bald verlor der eine, bald der andere seine Schuhe, oder sie kamen mit zerschnittenen Füßen heim, der alte Dorfchirurg mußte gerufen werden, damit er ihnen die Scherben aus dem Fleisch schneide. Mit der Ruhe des Schuldbewußtseins ertrugen sie die Operation, und auch Joggeli lernte die Schmerzen früh verbeißen.

Seine böseste Ecke war der Sonntag. Da pflegte Frau Elisabeth ihre Buben hübsch zu

rüsten und betrachtete sie dann mit lachender Mutterfreude. Auf dem Weg zu den Großeltern oder spätestens, wenn er wieder von ihnen kam, mußte er doch schnell nachsehen, was auf dem Flusse gehe. Und wenn auch die Ursachen stets verschieden sein mochten, ereignete sich stets der gleiche Spuk. Ehe er sich's versah, war sein Sonntagstaat dahin. Frau Elisabeth weinte vor Betrübnis und Ärger, Joggeli selbst war in der tiefsten Seele unglücklich, er seufzte: „Wenn es doch nur nie wieder Sonntag würde!" und in seiner Einbildung hielt er den Tag, an dem er auch die verabscheuten Schuhe tragen mußte, eigens zur Qual für kleine Jungen erschaffen.

An einem der häßlichen Sonntage erschien das „böse Anneli," eine ältere Schwester des Vaters, die schon aus der Überlieferung ihrer Geschwister Johannes und Magdalena der weibliche Schrecken der Buben war, bei Frau Elisabeth zu Besuch. Im Gegensatz zu dem Vetter Teigaffen, der Patin, den Großeltern und den jungen Mädchen, die dem Kleeblatt für alle Torheiten Schutz gewährten, sagte sie, die Jungen seien schlecht gezogen, und in schöner Hilfsbereitschaft für ihre Besserung stiftete sie der Mutter eine Birkenrute zum Geschenk. Von den Buben selber das „böse Anneli" genannt, drohte die Rute eine Weile hinter dem Spiegel hervor, ehe sie aber zur nützlichen Verwendung kam, steckte sie Joggeli, der ihr Dasein als anstößig empfand, ins Herdfeuer, und beruhigt lief der Schlingel wieder auf die Krug und machte dort Studien wie ein Alchimist. In den Plauderstunden vor dem Einschlafen hatte ihm der aufgeweckte Johannes erzählt, in vielen Flüssen des Landes gebe es kleine Klümpchen Gold. Nun dachte Joggeli: Natürlich auch in der Krug. Und wenn es kleine Klümpchen gibt, dann wird es auch große geben. So wurde er Goldsucher und Steinklopfer. Er zerschlug jeden Tag ein paar hundert Kiesel, um zu sehen, ob nicht edles Metall darin stecke. Wie würde sich die Mutter verwundern und mit der Krug versöhnen, wenn er als kleiner, reicher Mann vom Flusse käme. Darin, daß die Krug Gold führe, bestärkte ihn die Wahrnehmung, daß es auf dem Fluß genug weiße Kiesel gab, die beim Aneinanderschlagen Funken sprühten. Wo Feuer ist, da ist doch wohl auch Gold und Silber. Er glaubte die Körner in den glänzenden Blättchen zu erkennen, die es auf der Bruchfläche manches Steines gab; von diesen Trümmern trug er die Taschen voll und hütete mit Friedli einen Haufen auserlesener Steine in einem Versteck beim Fallenbrücklein wie einen wertvollen Schatz.

Sie war aber ein Plaudermündchen. Ihr Vater, der Prokurist, warf einen unberufenen Blick auf die Steine, er lachte herzlich: „Nichts als Glimmer und Katzengold!" Und ein Prokurist mußte das doch wissen. Joggelis Gold- und Silbertraum zerfloß, und Frau Elisabeth strafte den widerspenstigen Buben für seine Flußläuferei mit der Verfügung: „Jetzt mußt du zum bösen Anneli in der Stadt auf Besuch!"

Johannes führte ihn nach Wülfenberg, der eine halbe Stunde entfernten Stadt, und verließ ihn, nachdem er der gefürchteten Base das Kleiderbündel abgegeben hatte, mitleidsvollen Blicks. Das böse Anneli aber mußte über den Buben, der verschüchtert in ihrer halbdunkeln Hofwohnung stand, laut auflachen; sie war mit ihm von einer rauhen Zärtlichkeit, doch ob sie auch in ihrer derben Art liebenswürdig gegen ihn war und ihm nur das Barfußlaufen verbot, erschreckte ihn ihre laute Stimme, und ihre groben Hände gefielen ihm nicht. Sie zeigte ihm aber die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten, alte Tore und alte Häuser mit seltsamen Figurenmalereien, besonders die Stadtmühle, an deren Wand ein wilder Mann abgebildet war, der mit einem ausgerissenen Baum gegen Schlangen kämpfte, und das neue schöne Gymnasium, auf dessen Vorhalle vier Statuen berühmter Männer standen. „Da gehen alle Söhne aus der Stadt hinein", erklärte die Base, „die einmal selber berühmt werden wollen, und es ist so viel Weisheit in dem Haus, daß man schon gescheit werden soll, wenn man nur darum herumläuft."

„Dann wollen wir darum herumlaufen," versetzte Joggeli, und Anneli tat ihm den Gefallen.

Als sie den Rundgang vollendet hatten, fragte sie: „Merkst du schon etwas, Joggeli?"

„Ja, freilich!" versicherte er gläubig.

„Dann komm!" lachte sie, „es wäre nicht gut, wenn du übergescheit würdest!"

Das war bei Joggeli nicht zu fürchten. Die Figurenmalereien und die Statuen hatten aber einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er am Abend den Schlaf nicht fand. Er konnte sich nicht recht vorstellen, daß die gemalten und steinernen Gestalten wirklich tot seien, ihm war, sie müßten im Dämmerabend von ihren Wänden und Sockeln herniedersteigen, durch die alte Stadt tollen und allerlei Unheil anstiften. Als er endlich einschlummerte, fuhr der wilde Mann von der Stadtmühle auf einem Wagen einher, die

Schlangen züngelten auf den Buben nieder, und die berühmten Männer kamen und knieten in ihrer steinernen Schwere auf seine Brust. Am Morgen sogar noch kam ihm die kurze, alte Gasse von Tor zu Tor, in die erst gegen Mittag die Sonne drang, wie ein großer Sarg vor, und ein unendliches Heimweh nach dem Elternhaus, nach dem Fluß erfüllte ihn, er sehnte sich von dem lauten derben Wesen Annelis, die im übrigen nicht böse war, nach der stillen Art seiner Mutter, nach ihren sanften und bei aller Arbeit doch nicht groben Händen.

Gibt es im Leben Vorahnungen? — Aus Furcht vor den steinernen Männern auf der Vorhalle des Gymnasiums zu Wülfenberg lief er der Base am anderen Tag ohne Lebewohl davon, rannte gegen das Dorf Krug und stand erst still, als er den Vetter Teigaffen den Kopf aus dem Fenster strecken sah. Gemütlich herzlich lachte er: „Schon wieder aus der Fremde zurück, Joggeli?“ In der Arche Noah wurde fröhliches Wiedersehensfest gefeiert, auch die Mutter nahm den Reuigen in Gnaden auf, und das böse Anneli weigerte sich fortan, Strafbesuche zu empfangen, doch wurde auch der Bube, sobald er nur die Giebel von Wülfenberg sah, etwas zahmeren Gemütes.

Seiner gütigen Patin verdankte er die erste Eisenbahnfahrt.

Der Ausflug ging an einem strahlenden Sommermorgen von Wülfenberg in den Thurgau, wo Verwandte der Patin wohnten. Während die großgewachsene Frau in ihrem bauschigen Staatsgewand von altväterischem Schnitt tiefsinnig vor sich her dachte, war der Knabe vor Freude über die Fahrt außer Rand und Band. Wo der Zug durch Dörfer fuhr, wo zur Schule gehende Knaben an den Straßenschranken der Bahn standen, mußte ihnen Joggeli durch die Fenster des Eisenbahnwagens Gesichter schneiden. „Was werden sie dich für einen dummen, eingebildeten Jungen halten,“ dachte er dabei; es war aber ein unheimlicher Zwang in ihm, Gesichter zu schneiden, ein Zwang, den kein Gegengedanke zu besiegen vermochte, der ihn quälte und erschreckte. Er mußte Gesichter schneiden. Bei dem Dörfchen, in dem die Verwandten wohnten, lag ein großer Weiher, dessen Rand mit weißen und gelben Seerosen bedeckt war, und die erste Unternehmung Joggelis bestand darin, daß er heimlich von der Patin lief, um die Seerosen zu pflücken. Das Brett, das er dazu benützte, kippte — patsch. Er lag in der Flut, ein gewaltiger Schreck fuhr durch seine Glieder: „Gott selber hat dich in das Wasser gestoßen, weil du den Buben Nasen schnittest.“ Kleinmütig verbrachte er seinen ersten schönen Reisetag in den Kleidern eines fremden größeren Knaben, die ihm weit um die Glieder fluteten, und dachte voll Ehrfurcht an den Höchsten, der, wenn der Übermut in einen kleinen Jungen fährt, so rasch und sicher einzugreifen versteht.

Den ersten tiefen Seelenschmerz aber erfuhr Joggeli durch einen übertriebenen Spaß des Vetters Teigaffen, der bei aller Freundlichkeit für die Buben doch, wie es Johannes stets behauptete, ein bißchen Kauz war.

Ein fremder, rothaariger, blatternnarbiger Korbmacher trieb seinen zweiräderigen Karren vor die Arche Noah. Seine neue Ware schimmerte, und Joggeli und seine Brüder bettelten: „Mutter, kaufe uns den kleinen, aus geschälten Weiden geflochtenen Korb, sieh, wie leicht und zierlich er ist, wir wollen das Obst darein auflesen.“ Frau Elisabeth tat den Buben den Gefallen und kaufte den Korb. Freudig erregt über den Besitz, eilten die Brüder in die Arche Noah und suchten den Bäcker, der ihnen immer Teilnahme bezeigte, ihnen in jedes Paar neuer Höschen einen Zwanziger steckte und keinen festlichen Tag vorübergehen ließ, ohne daß er kleine Geschenke für die Knaben bereit hielt. „Wo ist der Vetter Teigaffe?“ fragten sie.

„Aha, ihr wollt ihm euer neues Zeinchen zeigen,“ lachte die Patin, „er ist aber ins Dorf gegangen.“ Sie und die Bäschen warfen Nüsse in den Korb, und das Dreiblatt von Brüdern trollte sich, um auch den Großeltern die neueste Erwerbung vorzuweisen. Auf der von einem großen Birnbaum überschatteten Hofstatt zwischen der Arche Noah und dem großväterlichen Hause, wo der Bäckerknecht Matthias das Holz zu spalten pflegte, lagen am Boden frische Späne und Splitter, die unter seiner Axt davongeflogen sein mochten. Die Brüder lasen die Hölzchen zusammen und füllten damit den Korb. Als sie ihn eben, beglückt von ihrer nützlichen Tätigkeit, nach Hause tragen wollten, kam von der einen Seite der Straße der Vetter Teigaffe etwas schlenkernd im grauen Bäckerrock dahergegangen und von der entgegengesetzten Seite der Dorfwächter in scheinender Uniform, Säbel und roten Epauletten. Der Mann des Gesetzes, ein ehemaliger Söldner mit Stoppelbart und roter Nase, hob eine Glocke, schellte und rief mit zerbrochener Stimme: „Bei der Post sind schöne

Kirchgang.

Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp.

neue Erdäpfel zu verkaufen." Der Vetter Teigaffe aber warf einen Blick in den Korb, ein ärgerlicher Zug flog über sein faltenreiches Gesicht, und er rief: „Die Buben haben mir Holz gestohlen, Wächter, pack einmal den Joggeli und führ den Schelm hinter die genagelte Türe."

War es dem Vetter Teigaffen ernst oder scherzte er nur? Aus Angst und bitterer Verlegenheit lachte ihm Joggeli hell und laut ins Gesicht. Der Großonkel mißverstand das Lachen, er winkte dem Wächter noch einmal, und dieser packte, wohl in der Hoffnung, daß ihm der Bäcker einen Freischoppen gebe, Joggeli derb und schmerzhaft am Arm, rasselte mit dem Säbel und schnaubte grimmig: „So, du Dieb, jetzt kommst du mit zu Wasser und Brot."

Joggeli schrie auf, die erschrockenen Brüder eilten heim und lärmten ihrerseits: „Mutter, der Wächter führt den Joggeli in den Käfig."

Als die Mutter vor das Haus kam und ihren Ältesten in der Gewalt des Wächters sah, fuhr sie ihn an: „Laßt auf der Stelle den Buben los!" und den Bäcker: „Schämt Euch, Vetter, wegen der paar Späne!"

Der Bäcker lachte aus vollem Halse: „Ja, laßt den Joggeli nur los."

Mit rauhem Gelächter torkelte der Wächter seines Weges weiter, Joggeli aber drängte seinen Kopf in die Schürze der Mutter und weinte herzzerbrechend und untröstlich über die erlittene Schmach.

Der Großonkel spürte, daß er im Spaß zu weit gegangen war, und ließ sich eine Weile nicht unter der Türe blicken, allmählich aber suchte er mit Joggeli, dem der Unterschied zwischen „Mein" und „Dein" in jäher Klarheit aufgegangen war, wieder die alte Freundschaft anzuknüpfen. „So komm doch, Büblein, da hast du ein Stück warmen Zwiebelkuchen," rief er unter der Haustüre, doch ob dem Knirps das Wasser im Munde zusammenlief und er die Fäuste in die Hosentasche stemmen mußte, um stark zu sein, antwortete er: „Ich danke, Vetter Heiri, ich mag jetzt keinen Zwiebelkuchen." Und das trauliche „Vetter Teigaff'" kam nie mehr über seine Lippen.

Darüber beschwerte sich die Bäckersfamilie, aber die Frau Elisabeth antwortete: „Ich mag den Buben nicht zwingen, Joggeli, das merkt man schon, hat halt Charakter."

Durch Joggelis wirren Kopf flutete eine Wallung des Stolzes: „Ich habe Charakter." Obgleich er nicht wußte, ob man bei dem fremden Wort sich eine grüne, rote oder blaue Farbe dazu zu denken habe, spürte er aus dem Ton, mit dem es die Mutter sprach, daß es etwas besonders Schönes sein müsse, wenn man Charakter habe, und er fühlte sich in innigster Liebe zu der Mutter hingezogen, die sein Herz so wohl verstand.

Ein schöner Duft jedoch, der für das ahnungsreiche Büblein um die Arche Noah gelegen hatte, verschwand durch den Handel um die paar Holzspäne, und bald zerstörten Gänge des Schicksals, treibende Jugend und Tod die Knabenidylle aus dem Bäckerhause vollends.

In dem Gartenhaus der Arche Noah, auf dem der goldene Stern stand, kehrte zu Feierabend oft ein junger Herr ein, der sich sorgfältig trug, den rötlichen Schnurrbart in kecken Spitzen zusammengewirbelt hatte und eine goldene Uhrkette und ein zierliches Spazierstöckchen spielen ließ. Zuerst gefiel Joggeli der junge Mann, der dann und wann ein freundliches Wort an ihn richtete, recht wohl, dann aber glaubte er zu bemerken, daß dem Fremden mehr an Bäschen Barbara als an ihm gelegen sei, ja, daß er die Gegenwart des neugierigen Buben für überflüssig halte. Das kränkte Joggeli, noch mehr, daß Bäschen Barbara stets mit lustigen Augen am weinumrankten Eingang des Häuschens stand, mit dem Gast in einer fremden Sprache scherzte und ein Mal über das andere errötete. „Schau mich nicht so böse an, Joggeli," lachte sie begütigend, „ich unterhalte mich mit dem Herrn französisch, damit ich die Sprache, die ich in der welschen Pension um teures Geld gelernt habe, nicht vergesse." Dabei zeigte aber das Bäschen ein so übermütiges Gesicht und lächelte der junge Mann auch so verstohlen, daß Joggeli dachte: „Geht mir mit eurem Französisch." Und siehe da, als der eifersüchtige Bube eines Abends wieder mißtrauisch um das Gartenhäuschen strich, hielt der junge Mann die Hand des schlimmen Bäschens, es ließ ihn gewähren und als er sie im Zwielicht näher an sich zog, widerstrebte sie nicht — und das Pärchen küßte sich.

„Welche Schande für Bäschen Barbara!" dachte Joggeli zornvoll, und dem kleinen Spion krampfte sich vor ärgervoller Überraschung das Herz zusammen.

Verlobung, Freude war in der Arche Noah, und als die Mädchen die Aussteuer Barbaras nähten, tönte aus der Stube vom Morgen zum Abend heller Mädchengesang.

„Ja, singt nur", grollte Joggeli, „ich kenne euch jetzt. Zuerst patschelt ihr ein Büblein, als wäre es euch das Liebste auf der Welt, dann geht ihr doch mit einem jungen Mann und vergeßt den Kleinen. Wie sind die Mädchen treulos!"

So überlegte Joggeli in aufrichtigem Schmerz, denn er hatte Bäschen Barbara sehr lieb gehabt. Seine Ahnungen bestätigten sich rasch, das Beispiel des Bäschens wirkte zuerst auf ihre Schwester Grete, dann auf die blonde, weichherzige Magdalena ansteckend, Braut folgte auf Braut, und als die Hochzeitsglocken über der Krug läuteten, spürte der Bube, so einfältig seine Gedankengänge noch waren, doch in aufwallender Trauer, wie mit den Mädchen, die ihn verzogen hatten, freundliche Schutzgeister seiner Kindheit von ihm wichen.

Nur die dunkle warmblütige Susanna, die bildhübsche, leichtbewegliche Neunzehnjährige, wahr ihm noch treu.

Sie trieb mit ihm die fünf Kühe des Großvaters auf eine fern am Waldrand gelegene Spätherbstweide. Das bunte Laub fiel schwer und müd, die grauen Nebel strichen kalt und feucht daher, die Tiere aber ästen ruhig. Susanna hatte sich in eine rauhe Wolldecke gehüllt, am Rasenbord unter den Haselstauden niedergesetzt, sie ließ die großen, dunkeln Augen friedereich durch die fröstelnde Landschaft gehen, dann lüftete sie die schützende Decke ein wenig und lockte: „Joggeli, komm!"

Er ließ es sich nicht zweimal sagen, schlüpfte in das wollige Versteck, das Susanna wieder enger zog, und legte den Kopf in ihren Arm. Während er ihre samtnen, feingeröteten Wangen und die kecke, dunkle Locke, die sich in ihre Stirn ringelte, wohlgefällig betrachtete, spürte er den Puls ihrer leichten anmutigen Gestalt, und es wurde ihm im Schutz des lieben Mädchens unendlich wohl zu Mute; er dachte: „Wenn sie sich nur lange nicht rührt," und träumte selig in die Nebel. Plötzlich aber flüsterte er ihr ins Ohr: „Susanna, gib mir einen Kuß."

Sie schaute das verliebte kleine Bürschchen groß und lächelnd an, dann gab sie ihm einen herzhaften warmen Kuß von ihren frischen, roten Lippen. „Hat es dir jetzt gefallen?" lachte sie.

Joggeli umhalste sein Bäschen: „Susanna, liebe Susanna, gelt, du verlobst dich nie."

Sie errötete über die sonderbare Bitte, lustig, aber auch etwas hinterhältig antwortete sie: „Wenn ich wüßte, daß der Joggeli keine Frau nähme."

Da wurde aber der Bube bedenklich: „Ich glaube, die Friedli Stahr muß ich einmal heiraten."

„Und dann ich?" fragte Susanna mit verstelltem Ernste.

„Du", erwiderte Joggeli, „du kannst dann Hausmädchen bei uns sein."

Susanna schüttelte sich vor Lachen, zersprengte die Hülle, die beide so traulich umfangen hatte: „Ich danke, du bist aber ein Krauskopf, Joggeli, und verteilst die Posten in der Welt noch nicht gut."

Und allerdings lag diese so wirr vor ihm wie selten vor einem Jungen.

Als der Frühling kam, erzählte ihm die in allen Arten poetischen Volksglaubens wohlbewanderte Großmutter, zu Himmelfahrt überschlage sich die Sonne dreimal vor Freude darüber, daß sie zu Ehren des Herrn aufgehen dürfe, der an diesem Tag in den Himmel gefahren sei. Dieses heitere Wunder hätte nun Joggeli gern mit eigenen Augen erlebt.

Er bettelte seinen jungen Vetter Johannes an, daß er mit ihm in der Nacht vor Himmelfahrt auf das Tschuppentännlein, den volkstümlichen Aussichtsgipfel der Heimat, steige, und überredete den ihm wohlgesinnten Jüngling.

In schweigender Frühe wanderten die Kameraden über die Krug, in das schöne, zwischen Fluß und Gebirge gelegene Feld. Als sie an den Waldrand gelangten, wo an Sonntagen die ältere Jugend mit der Armbrust in den „Tätsch", eine Lehmscheibe, schoß, vergingen am blassen Himmel allgemach die Sterne, die Lerchen schmetterten in der Höhe, und die Amseln flöteten im weichen, frischen Buchenlaub. Johannes schnitt das glatte, ziemlich dicke Stämmchen einer Weide ab, schälte die Rinde mit dem Taschenmesser in einem Schlangenstreifen von dem hellglänzenden saftigen Holz und wand Joggeli daraus ein stattliches Waldhorn, dessen Ende er mit einem spitzen Dorn durchstach und befestigte. Lustig ging es mit dem brummenden, aufschmetternden Horn das Hügelgebirge empor und weithin durch die Morgenstille des alten Hochwaldes. Seine Laubdome erfüllten sich mit den Liedern jungen, festlichen Volkes, das zum Aufgang der Sonne wallfahrtete, und wie Joggeli meinte, sie überpurzeln sehen wollte.

Das Paar hatte die anmutige freie Kuppe des Tschuppentännleins erreicht, auf deren klei-

ner Ebene von einem Naturfreund gestiftet, sich ein steinerner Tisch und steinerne Bänke erhoben. Eine festliche Menge wartete auf das Steigen der Tageskönigin, und Johannes erklärte Joggeli freundlich den Namen des Berges, der deswegen Tschuppentännlein heiße, weil die letzten höchsten Tannen, die frei im Spiel der Winde stehen, nur noch „Tschuppen", halb zerdrückte, zerzauste Wipfel bilden.

Im Osten stieg die Venus wie ein Karfunkelstein, und das Volk sang:

„Wie herrlich strahlt der Morgenstern,
O, welch ein Glanz geht auf vom Herrn,
Wer wollte sein nicht achten!"

Die vorher blassen Schneeberge röteten sich, sie standen wie Glut und Feuer im wachsenden Licht, und die höchsten Gipfel warfen die Strahlengarben über die halbschlafenden Lande.

„Joggeli, das sind die Alpen," sagte Johannes freudig ergriffen, „weit, weit hinter den letzten Spitzen liegt das Land Italien, wo der Vater weilt."

„O, wenn er nur heimkäme!" erwiderte Joggeli aus vollem Herzen.

„Ja, wer wäre nicht froh? Am glücklichsten wäre deine Mutter," sagte Johannes etwas nachdenklich, „sie beginnt sich zu härmen. Doch sieh jetzt, Joggeli," wandte er das Gespräch in freundlicher Belehrung, „dort hinter jenen langen Waldkämmen fließt schon der Rhein, und die bläulichen Kegel drüben, die so einsam über die niedrigen Wellen des Landes steigen, das sind der Hohentwiel, der Hohenhöwen und der Heiligenberg. Da beginnt schon das Schwabenland!"

„Da kommen also die Samenleute her, die bei der Großmutter Einkehr halten," versetzte der Knabe, doch waren seine Gedanken nur halb bei dem Gespräch, er fragte sich heimlich nur: „Wann überschlägt sich die Sonne?"

Über niedrigen Waldhöhen zuckte und flutete die Helle, die ihr Steigen meldete, und das Volk sang ein Heimatlied um das andere. Da rollte und sprühte sie strahlend in den reinen Morgen, und die Menge jauchzte ihr entgegen. Joggelis Brust klopfte. Die Sonne stieg wunderbar, aber gelassen und ruhig, sie machte die drei Purzelbäume und Freudensprünge nicht, die er erwartet hatte.

Der Knabe war vor Enttäuschung dem Weinen nahe.

Johannes führte ihn in die Sandsteinhöhle, die unter dem Gipfel des Tschuppentännleins lag, in ihr kleines Labyrinth von Gängen zwischen dicken Pfeilern, aber der Bube blieb kühl und traurig.

„Was hast du denn?" fragte Johannes teilnahmsvoll. „Du blickst ja wie ein Häuflein Unglück."

Joggeli, der das Herz nicht auf der Zunge trug, schwieg und stieg mit seinem Schützer zur Krug hinab, an deren Ufer, von der Ruine Alt-Nebelfingen malerisch überschienen, eine Gartenwirtschaft lag, und Johannes, der als Lehrjunge bereits über etwas Geld verfügte, wandte sich nicht ohne Stolz an das Wirtsmädchen: „Wurst und Brot für das Büblein, es hat Hunger!"

Als aber die Wurst vor Joggeli stand, brach er in ein zorniges Weinen aus: „Ich mag sie nicht. Die Sonne ist nicht überpurzelt, und jedermann hält mich zum besten. Die Welt ist gar nicht so schön, wie sie sein sollte."

Ihm steckte die Romantik im Blut, und wie viel Enttäuschungen er mit dem Gold- und Silbertraum und mit den Freudensprüngen der Sonne erlebte, konnte er allerlei frommen Kinderglauben nicht lassen. Zugleich aber schlich sich ein großes Mißtrauen gegen die Erwachsenen in seine Seele. Besonders kränkte ihn in seinem jungen Erdendasein die Wahrnehmung, daß die erwachsenen Leute Kindern nie eine richtige Auskunft über das geben, was sie doch am schnellsten und tiefsten ergründen möchten: „Woher komme ich?" In einem wirren Hell- und Dunkelsinn überlegte er die Rätsel des Lebens.

Selbst dasjenige des Todes trat an seine frühe Jugend heran. Die Bäckersfrau, die herzliebe gütige Patin, starb. Lang, hager, blaß und starr lag sie in ihrem Sarg. Da war es ihm, schwarze Fäden fliegen durch den hellsten Tag, und zum ersten Male drängte sich die Vorstellung dunkler Schicksalsmächte, die nicht zu fassen und nicht zu begreifen sind, in seinen Gedankenkreis. Was soll damit ein lebensdurstiges Kind?

Eines Tages aber meldete die Mutter: „Buben, es ist ein Brief vom Vater gekommen. Auf Weihnachten kehrt er heim!"

Die Freude strömte über ihr Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)